

Sachdokumentation:

Signatur: DS 3004

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/3004



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Dunkle Nacht? Helle Sterne!

Texte aus der Schreibwerkstatt 2020
von Caritas Zürich

Empowerment durch Schreiben: Auf die Talente fokussieren

Von Anna-Katharina Thürer, Grundlagen Caritas Zürich

Wenig Geld zu haben, bedeutet oftmals auch, gesellschaftlich den Anschluss zu verlieren. Die finanziellen Schwierigkeiten schwächen das Selbstbewusstsein, alles dreht sich um die eigenen Defizite. Die Schreibwerkstatt wirkt dieser Negativspirale entgegen: Sie stärkt mit dem literarischen Schreiben das Talent der Kursteilnehmenden. Im Kurs lernen sie, eine eigene Geschichte zu erzählen und zu Papier zu bringen. Schreiben in der Gruppe bedeutet in diesem Kontext viel mehr als das Verfassen einer Erzählung: Es hilft, Ordnung und Klarheit in die eigene Geschichte zu bringen – eine Fähigkeit, die man nachhaltig weiter für sich nutzen kann.

Im Schreibkurs lernen die Kursteilnehmenden vom erfahrenen Leitungsteam, wie sie den eigenen Schreibstil finden, eine Kurzgeschichte aufbauen, Schreibblockaden lösen und ihre Aussagen schärfen. Die Texte werden im Anschluss an den Kurs in einer Broschüre publiziert und im Rahmen einer Lesung am Literaturfestival «Zürich liest» einem grösseren Publikum vorgetragen. Damit wird das Selbstbewusstsein der Autorinnen und Autoren gestärkt: Sie haben etwas zu sagen, das gehört wird. Um das neugewonnene Schreibvertrauen weiter zu stärken, bietet Caritas Zürich neben dem Hauptkurs im Anschluss regelmässig Alumni-Abende an. An diesen können alle ehemaligen Kursteilnehmenden mitmachen und bleiben somit auch im Kontakt mit anderen Menschen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden und die Leidenschaft fürs Schreiben teilen.

Die Schreibwerkstatt feiert 2020 ihr 10-jähriges Jubiläum, zwei Abschiede und einen Neuanfang. Die Journalistin und Autorin Andrea Keller stellte 2010 eine Schreibwerkstatt für Menschen mit wenig Geld für Caritas Zürich auf die Beine. Die Grundidee des Projekts war es, Betroffene selbst erzählen zu lassen, was es bedeutet, in unserer reichen Gesellschaft arm zu sein. Mit den so entstandenen Texten sollten Tabus gebrochen und Aufklärungsarbeit geleistet werden. Andrea Keller leitete die Schreibwerkstatt von Anfang an zusammen mit der Schriftstellerin Tanja Kummer. Mit viel Empathie, Sprachsinn und feinem Humor unterstützten die beiden Schreiberinnen unzählige neue Autorinnen und Autoren dabei, ihre Geschichten zu Papier zu bringen.

Nach neun Leitungsjahren übergaben Andrea Keller und Tanja Kummer die Schreibwerkstatt nun an die Autorin Seraina Kobler und den Blogger Reda El Arbi. Unter dem Motto «Dunkle Nacht? Helle Sterne!» sind unter ihrer Leitung die Texte in dieser Broschüre entstanden. Sie sind in ihrer Sprache und ihren Inhalten so verschieden wie die Menschen, die sie geschrieben haben und drehen sich um Krisen, Auswege, Möglichkeiten und Begegnungen. So sinniert Seraina Kobler einleitend über das Schreiben als inneren Drang: «Oft geht es gar nicht anders, als diesem Drang irgendwann nachzugeben. Es schiebt und zieht einen dahin.» Sarah Stuttes Text, inspiriert von der «Black Lives Matter»-Bewegung, lässt erahnen, dass auch in der Grausamkeit der Welt die Möglichkeit eines aufleuchtenden Sterns besteht: «Und dann war da plötzlich eine Hand, die nach ihm griff. Sie zog ihn in die Freiheit.» Wanda Wylowa schreibt in ihrer Geschichte über Liv und wie es ist, wenn man nicht das will, was alle von einem erwarten: «Bei ihr ist es einfach ein Gefühl: <Ich will das nicht.> Ganz klar, hell leuchtend in Grossbuchstaben in ihrem Innern.»

Eine zufällige Begegnung mitten in der Nacht entwickelt sich bei Kay Scheffler zu einer überraschenden Geschichte übers Vergeben, «spät, aber nicht zu spät». Katrins Protagonistin denkt im Mondlicht über die Liebe nach und wie sie sich selbst nah bleiben kann und kommt zum wunderbaren Schluss, dass «Liebe ein Eis essen ist». Indiana Brown nimmt uns mit ins turbulente Leben einer alleinerziehenden Mutter und das Glück, das wider Erwarten wie eine Sternschnuppe am dunklen Himmel auftauchen kann. In Santiago Miguels Text begegnet Franz in einer verrauchten Bar den Geheimnissen unserer Welt: «Die meisten sahen in Yaya vermutlich nur eine philosophierende Trunkenboldin, doch all die wachen Augen, die ihr begegneten, erkannten die maskierte, grossherzige alte Kriegerin.»

Zum Schluss nimmt uns Reda El Arbi mit in seine Vergangenheit, in der er Hilfe bekam, als er sie dringend nötig hatte, denn er schreibt: «Ich hätte niemals die Energie gehabt, mich aus eigener Kraft aus dem Dreck zu ziehen. Ich hatte Unterstützung, die richtigen Menschen und ein Sicherheitsnetz, das es mir ermöglichte, Schritt für Schritt einen Weg ins Leben zurück zu finden.»

Die begleitende, freischwebende Bildergeschichte des Fotografen Pascal Tanner zeigt Momente seiner Streifzüge durch die Schweiz. Die Motive sind alltäglich und doch so einzigartig wie die Biographien, Geschichten und das Talent unserer Autorinnen und Autoren.

Ich wünsche Ihnen eine gute Lektüre!

	Inhaltsverzeichnis
Empowerment durch Schreiben.....	2
Es geschah etwas Magisches.....	4
George.....	7
Nein, danke.....	11
Spät, aber nicht zu spät.....	17
Sternschnuppe.....	21
Too many Stars for one Sky to hold.....	25
Yaya, die Königin des Lichts.....	29
Einmal Sozialfall und zurück.....	32
Impressum.....	34

Es geschah etwas Magisches

Von Seraina Kobler

Wann ist ein Mensch arm? Wenn die Handlungsoptionen fehlen. In der Schreibwerkstatt von Caritas Zürich entstehen neue Perspektiven.

Es gibt ein paar Dinge, die habe ich immer dabei. Meinen Schlüssel. Das Portemonnaie, klar. Wenn ich den ganzen Tag unterwegs bin, dann packe ich immer auch eine Wasserflasche ein. Sie ist aus Borosilikatglas. Im Winter kann man sie auch mit Kräutertee füllen. Aber das Wichtigste: Sie ist mit einem stilisierten Moby Dick bedruckt. Wale sind die grössten lebenden Tiere dieser Erde. Und doch ernähren sie sich von den winzigsten Tierchen. Sie filtern dafür permanent Plankton und Krill aus dem Meereswasser. Der Wal erinnert mich jeden Tag daran, dass Schreiben im Prinzip gleich funktioniert. Man lässt die Welt durch sich hindurchströmen. Und arbeitet mit dem, was in einem haften bleibt. Natürlich bleibt bei jedem etwas anderes zurück. Persönliche Anteile schwingen deshalb in jeder Geschichte mit. Beobachtungen aus dem Alltag, die Lebensumstände anderer Menschen, die eigene Biografie, unsere Ängste, unsere Gefühle, unsere Träume. All diese Dinge werden unbewusst gespeichert. Folglich leben wir nicht in der einen Welt, sondern in einem Nebeneinander von vielen Welten. Sie sind der Ausgangspunkt, um sich selbst in Form von Geschichten und Texten neue Möglichkeiten zu schaffen. Und in andere Universen zu schlüpfen. Ganz nebenbei werden durch das Niederschreiben Erfahrungen und Begebenheiten sinnstiftend eingeordnet. Manchmal zeigt sich, gerade bei der Beschäftigung mit der eigenen Kindheit, wo gewisse Muster ihren Ursprung haben. Dadurch kann man sich von belastenden Themen – zumindest bis zu einem bestimmten Grad – freischreiben und ihnen so etwas von ihrem Schrecken nehmen. Denn Schreiben ist Handlungsmöglichkeit. Man kann etwas tun und ist einer Situation nicht mehr einfach ausgeliefert.

So oder ähnlich dachte wohl auch die Autorin Andrea Keller. Vor zehn Jahren realisierte sie für Caritas Zürich verschiedene Projekte. Alle hatten zum Ziel, auf die in unserer reichen Gesellschaft oft verschämte, verdrängte Armut aufmerksam zu machen. Sie fragte sich: Wann ist jemand wirklich arm? Und kam zum Schluss: Wenn ein Mensch keine Möglichkeiten hat. Nicht mehr selbst bestimmen kann. Die Idee entstand, mit Armutsbetroffenen schreibend neue Welten zu erkunden. Als Keller die Schriftstellerin Tanja Kummer fragte, ob sie zusammen eine Werkstatt anbieten wollten, war diese sofort begeistert. «Es entstanden kraftvolle, berührende, aber auch humorvolle Texte – schon bei der ersten Durchführung. Und bei allen, die folgten», sagt Keller. Und so geschah etwas Magisches: Aus Armutsbetroffenen, die schreiben, wurden Schreibende, die von Armut betroffen sind. Dies ist ein wesentlicher Unterschied. Ein Shift im eigenen Bewusstsein – mit grosser Sprengkraft. Wenn Kursteilnehmer*innen dann ihre Texte noch im Rahmen eines Literaturfestivals vorlasen, ihr Erleben wortstark mit dem Publikum teilen, gehört wurden, Anerkennung erhielten für das mutig Geteilte, dann berührte das Keller und Kummer sehr. So sehr, dass beide sich entschlossen, ihr Wissen in diesem Bereich mit Weiterbildungen zu vertiefen.

Und so kam es, dass ich zusammen mit dem Blogger und Autor Reda El Arbi in diesem Jahr zum ersten Mal die Schreibwerkstatt leiten durfte. Beiden war uns wichtig bei der Ausschreibung, das Thema nochmals weiter zu drehen und auf diese Weise an die Erfahrungen der letzten Jahre

anzuknüpfen. In diesem Jahr haben wir uns unter dem Motto «Dunkle Nacht? Helle Sterne!» mit dem Thema Krisen beschäftigt. Diese sind so individuell wie der Mensch selbst. Sie formen uns und machen uns nicht zuletzt zu dem, was wir sind. Willst du einen Menschen wirklich kennenlernen, frag nach seinen Narben. Deshalb leuchten die wertvollsten Erkenntnisse manchmal erst in vollkommener Dunkelheit auf – und eröffnen uns einen neuen Lebenssinn.

Befreiung von den eigenen Gedanken

Ironischerweise wurde das Thema bald darauf mit der Corona-Pandemie erschreckend aktuell. Doch bot sich in diesem Moment, in einer Gesellschaft, die wieder etwas langsamer tickt, auch die Gelegenheit, sich und die eigene Situation neu zu betrachten. Wobei ich auch sonst das Gefühl habe, dass Schreibende einem inneren Drang folgten. Oft geht es gar nicht anders, als diesem irgendwann nachzugeben. Es schiebt und zieht einen dahin. Vielleicht auch, weil «schreiben einen ganz machen» kann, wie die Teilnehmerin eines Kurses einmal treffend sagte.

So gesehen ist das eigene Schreiben nichts weniger als das lebenslange Suchen nach Antworten. Essenziell ist dabei, genau in den Text hineinzuhören. Was will er mir sagen? Vor einigen Jahren war ich privat mit einer schwierigen Situation konfrontiert. Egal, was ich tat, der Druck wurde immer grösser. Irgendwann begann ich zu schreiben. Ich erzählte die Geschichte meinem Computer. Und dabei merkte ich, dass das nicht eine Geschichte ist, die ich gerne anderen Menschen erzählen möchte. Oder meinen Kindern. Zum Glück ist der Computer diskret. Ich überlegte mir lange, was ich stattdessen erzählen möchte. Was mir wirklich wichtig ist im Leben. Und dann löschte ich alle Teile aus dem Text raus, die nichts damit zu tun hatten. Denn der Gegenspieler der Erinnerung ist das Vergessen. Sich an etwas zu erinnern, heisst auch immer, sich an etwas anderes nicht zu erinnern. Auf diese Weise wird eine Art Selbstschutz geschaffen. Eine eigene Identität entsteht. Und das Wechselspiel zwischen Erinnern und Vergessen ermöglicht es auch, Traumata zu verarbeiten. Nachdem ich den ganzen Groll und die verletzten Gefühle gelöscht hatte, begann ich die stehengebliebenen Teile mit einer eigenen Geschichte zu «ummanteln». Das war ein unglaublich befreiendes Gefühl.

Seraina Kobler

ist Autorin und Journalistin, betreibt ein eigenes Schreibatelier und gibt Kurse. Gerade ist ihr erster Roman «Regenschatten» erschienen. Seraina Kobler lebt mit ihrer Familie in Zürich. Sie liebt blühende Artischocken und das Blubbern der Bialetti.





DOMINO

Gelato da asporto



George
Von Sarah Stutte

Manchmal atmet das Leben und manchmal atmet man mit. Michael stand mitten in der wütenden Menge. Allein unter Tausenden. Einige Sekunden zuvor war die Hand seines Vaters, die ihn hielt, noch da. Dann hatte er sie losgelassen. Warum, wusste er nicht mehr. Um ihn herum blitzten die Handys, den Moment festhalten – wie grausam er auch war. Die Leute schrien sie heraus, die Wut, die in ihren Adern pulsierte. Michael bekam keine Luft.

Er zog sich die Maske vom Gesicht und sog die kalte Luft ein. Innerlich zitterte er, äusserlich spiegelte sich seine Angst nur in seinen Augen wider. Er blickte hoch und sah einige der Polizisten, die einen Kreis um sie gebildet hatten. Entschlossenheit lag in ihrem Blick, eine Hand hielt das Schutzschild, die andere Hand ruhte auf dem Schlagstock. Im Geiste sah er sich auf dem Boden liegen, hilflos, wehrlos, den Schlägen ausgesetzt, die immer wieder auf seinen Kopf hämmerten, im monotonen Takt eines Metronoms. Michael versuchte, an etwas anderes zu denken. Musik. Im Ohr und im Herzen. Seine Mutter hatte ihm Klavierspielen beigebracht, als er noch ganz klein war. Später hatte er oft das Gefühl, er konnte Debussy, bevor er seinen eigenen Namen das erste Mal schrieb. Im Spiel verlor er seine Gedanken. «5 Penny» sagte seine Mutter dann oft sanft, wenn sein Blick sich leise davonschlich, um irgendwo in der Ferne auf ein unbestimmtes Ziel zu hoffen. Da waren die vielen Worte und Buchstaben aber bereits schwirrend aus dem offenen Fenster geflogen. Er hielt sie nicht auf. So war es, so würde es immer sein – die alten Freunde loslassen und neue finden. Dann verschwand eines Tages seine Mutter und nahm ihre Worte mit. Am Anfang sass Michael alleine am Klavier – jede Stunde eines jeden Tages. Vielleicht, um den Glauben zu schützen, Drehmoment seiner kleinen Welt. Doch die Zeit ist kein Freund. Das Bild der Mutter verblasste. Irgendwann hörte er mit dem Klavierspielen auf und vergrub die kleinen Glücksmomente tief in sich.

Plötzlich ging ein Ruck durch die Menge und warf Michael wieder ins Hier und Jetzt. Die Polizisten versuchten, die Menschen zusammenzutreiben und engten sie ein. Schnürten ihnen die Luft ab. Hatte er sich so gefühlt? Dieser George, der jeder hier hätte sein können. Panik stieg in ihm auf, er versuchte, sich Platz zu machen. Doch seine Arme waren nicht stark genug. Er sah nur den Boden unter sich und spürte eine Masse aus fremden Körpern, Armen und Beinen. Sie bewegte ihn einer Welle gleich, konnte ihn aber auch in jeder Sekunde verschlucken. Er spürte, wie seine Knie weich wurden und seine Füße unter ihm nachgaben. Und dann war da plötzlich eine Hand, die nach ihm griff. Sie zog ihn in die Freiheit. Noch ein wenig benommen schaute er auf. Er sah nicht in das vertraute Gesicht seines Vaters, sondern in das eines Polizisten. «Alles in Ordnung, Junge?», fragte dieser. Und Michael nickte. Vielleicht ist die Welt grausam und vielleicht ist sie schön. Aber in diesem Moment war sie weder Schwarz noch Weiss.

Sarah Stutte hatte schon von klein auf eine besondere Affinität zu Papier, Stift und Geschichten, später hat sie die Berufung zum Lebensinhalt gemacht. Kein Tag vergeht, an dem sie nicht Worte ein- und wieder ausatmet.





Nein, danke
Von Wanda Wylowa

«Ganz ehrlich gesagt ist es voll nicht geil, so wie ewiges PMS, man fühlt sich scheisse, doof, dick und total abhängig vom Typen», sagt Lena. Sie nimmt sich von dem Humus, den Liv ihr geschenkt hat. Was einer Freundin mitbringen, die schwanger ist? Prosecco sicher nicht. Sushi nicht wegen der Toxoplasmose. Und Süsses ist ein bisschen wie «wird du mal fett, ich guck dann zu». Liv weiss auch, dass Lena, die mal eine Schauspielschule gemacht hat und nun eher vom Sprechen lebt, schon immer sehr auf ihr Äusseres geachtet und sich schon ein paar Mal ernsthaft besorgt dazu geäussert hat, wie das denn diese Stars machen, mit dem sofort wieder Schlanksein. Liv macht sich keine solche Gedanken, noch nie, weder zu Schwangerschaft noch Kind. Bei ihr ist es einfach ein Gefühl: «Ich will das nicht.» Ganz klar, hell leuchtend in Grossbuchstaben in ihrem Innern. Früher, Anfang zwanzig, konnte sie das noch offen aussprechen: «Ich glaube nicht, dass ich mal Kinder will.» Oder: «Nö, ich denk das nie», konnte sie sagen, wenn andere plötzlich leicht angetrunken so rausplatzen: «Kennt ihr das Gefühl, mit dem Typen könnt ich mir direkt vorstellen, mal ein Kind zu haben?»

Das ging gut bis dreissig. Dann wurde es mühsam. Alle redeten dann nur noch vom «wie sie kriegen oder haben». Liv hatte sich ein Lächeln angewöhnt, das besagen sollte: «Ich stress mich nicht.» Und weil alle wissen, dass Stress der Babykiller Nummer eins ist, hatten sie Liv dann in Ruhe gelassen, in ihrem Schweigen dazu. Nun ist es aber soweit: Lena, Livs beste Freundin, ist schwanger und zwar sowas von. Unerträglich, selbstzufrieden, ihr Gesicht in der obligaten Abfolge von leuchtend zu verzerrt, wie bei diesen uralten «Klick-Kinderfotokästchen». Klick und das Schneewittchen ist mit den Zwergen und lacht froh. Klick, das Schneewittchen ist mit dem Jäger und hat Angst, Angst, Angst. Liv langweilt sich. Sie langweilt sich oft. Aber das ist nicht schlimm. Es ist die Art Erwachsenenlebens, die sie sich ausgesucht hatte. Andere arbeiten viel, oder reisen dauernd rum, oder haben irgendwelche Dramen am Laufen. Liv langweilt sich einfach. Aber wie gesagt, es ist nicht schlimm. Als sie abends eine Serie gucken, sie und Flo, ruft ihre Mutter an, sie würde gern morgen vorbeikommen, sie hätte so schöne Blumen, frisch geschnitten, «im Garten von Elisabeth, weisst du, die Physiotherapeutin, mit der ich in Rumänien war, diesen Garten, das müsstest du sehen!».

Livs Mutter ist super. Eine dynamische, schon immer selbstbestimmte Frau. Kinder allein grossgezogen, spät noch die Ausbildung zur Psychiatrieschwester gemacht. Sie lebt allein und reist viel. Liv mag ihre Unabhängigkeit und sie nervt es, wenn Ruth verständnislos guckt, wenn sie ihr sagt, sie und Flo hätten Streit. Was weiss meine Mutter denn schon vom Zusammenleben, denkt Liv dann. Und ja, Ruth findet Flo super. Bei ihr reicht es, dass ein Mann nicht trinkt und fremdgeht. Und sie mag Männer sowieso, nur lebt sie nie mit einem. Seit kurzem merkt Liv, dass ihre Mutter älter wird und sie vermutet, dass sich Ruth langsam gern als Grossmutter sehen würde, mit dem Älterwerden scheint doch so eine sentimentale Sehnsucht nach dem Bild «Familie» hochzukommen, gegen das Ruth sich früher zum Glück immer gewehrt hat. Basil, Livs jüngerer Bruder, macht in London eine Filmschule und vor allem Party. Immerhin verdient er eigenes Geld, offenbar als DJ oder so. Und mit der sexuellen Ausrichtung war das auch nicht so ganz klar, da war kein baldiges Familienidyll in Aussicht, also kriegt Liv das ab, mit dem Enkelkinderbild, nicht fest, aber klar spürbar. Als Ruth dann da ist, am nächsten Tag, erkundigt sie sich mit unübersehbarer Fröhlichkeit nach Lena, die als Kind einmal die Woche bei Ruth und ihren Kindern übernachtet hatte. Liv schlief im Gegenzug einmal die Woche bei Lena, weil die alleinerziehenden Mütter eben Abendschule machten. Liv sagt: Lena geht's gut. Liv schweigt. Liv denkt: «Meine Mutter kennt mich nicht.» Flo kommt aus der Küche und lächelt Liv an. Sie kennt diese Lächeln,

es sagt: «Ich liebe dich, ich möchte auch ein Kind haben, mit dir.» Liv geht los, Klassenzusammenkunft. Nach vier Stunden Geplapper mit zu viel Wein und zu wenig Essen fällt sie betrunken auf Flo, kann es grad noch als Stolpern tarnen. Sie haben Sex. In den frühen Morgenstunden muss sie sich übergeben. Aufgewacht, legt ihr Flo liebevoll die Hand auf den Rücken – «geht's?». Zurück im Bett flüstert er, als Liv sich an ihn kuschelt, getarnt als Witz: «Vielleicht bist du ja auch schwanger?» Liv versinkt in bunten Träumen, wo alle lachen und glücklich sind. Im Traum ist sie schwanger und es ist, wie wenn ein Bann gebrochen wäre, der böse Fluch endlich aufgehoben. Liv scheint es, dass die ganzen letzten Jahre, ihr Schweigen, immer wenn es um das Kinderkriegen ging, als eine Art Krankheit behandelt worden war. Liv ist so erleichtert im Traum und erwacht mit eine grossen Glücksrutsch auf. Flo lächelt sie an und Liv kann nicht anders als zu sagen: «Ja, vielleicht bin ich schwanger.» Dass sie die Pille einfach weiterhin genommen hat, auch nachdem sie drüber geredet hatten, es doch einfach mal darauf ankommen zu lassen, vor ein paar Monaten, nach so einem Erwachsenenabendessen, an dem alle plötzlich auf einen Schlag und ganz ernsthaft zugegeben hatten, dass sie es nicht so schlimm fänden, wenn es denn so wäre mit dem Kinder bekommen, dass sie auch nach diesem Abend nicht aufgehört hatte die Pille zu nehmen, das hat sie Flo nicht gesagt.

Die Wochen, die folgen, sind tatsächlich so wie in dem Traum. Nicht nur Flo packt sie in Watte, alle tun es. Alle, denen gegenüber Flo oder sogar sie selbst Andeutungen über eine mögliche Schwangerschaft macht. Liv lässt sich fallen, nur kurz, ein paar Wochen. Dann kommen ihre Tage. Flo beobachtet sie, umkreist sie, kommt ihr näher, und dem es nun genauer wissen wollen, scheu, leicht drängend. Liv weicht ihm aus und verheimlicht, dass sie ihre Tage hat. Lena, die mittlerweile das erste Trimester der Schwangerschaft hinter sich hat, bestellt Liv zu sich. Bei ihr angekommen wird ihr nun tatsächlich übel. Übel wegen des Schwall der Ängste, Sorgen und Unpässlichkeiten, die Lena nun auf Liv niederfahren lässt, da sie ja nun eine Verbündete ist, die auch nicht mehr zurückkann, gefangen in dem Schwangersein, wie sie selbst. Die Maskerade von «Ich freu mich ja so und finde mein Anschwellen wunderbar» fällt. Die Täuschung und Boshaftigkeit und List, mit der Schwangere, die im Loch der Ausweglosigkeit sitzen und andere mit hineinziehen wollen, hat funktioniert. Lena hat eine Leidensgenossin und heult hemmungslos ihr Elend raus, sie muss es nicht mehr als Freudentränen oder Hormonwallungen tarnen, es ist nacktes Entsetzen vor allem, was nun auf sie zukommen wird. Plötzlich erfasst Lena Panik, als sie merkt, dass ja Liv immer noch zurück könnte, dass ja immer noch eine Möglichkeit besteht, dass sie gar nicht schwanger ist!

«Du musst einen Test machen, jetzt gerade!» Sie zückt das Stäbchen mit dem blauen Streifen, das sie hat. «Nimm es mit, so muss es aussehen, geh, kauf einen Test, mach ihn und ruf mich an, ich muss mich hinlegen», stösst sie in einem Satz aus. Liv steht unter Schock, geht heim und guckt eine Serie. Ihre Sachen hat sie auf den Tisch geknallt, inklusive Stäbchen. Sie schläft ein. Etwas Feuchtes weckt sie. Im Traum leckt ihr ein Hund das Gesicht, sie ekelt sich, erwacht. Es ist Flo. Flo weint an ihrem Hals. Augenblicklich ist Liv klar, warum Flo weint. Nun muss Liv auch weinen. Nachdem sie eine Weile geweint haben, steht Flo auf und kocht Spaghetti. Sie gucken die Serie zu Ende.

Wanda Wylowa schrieb am liebsten in der Schreibwerkstatt, sonst lässt sie sich immer ablenken oder ist zu eingespannt. Diese Geschichte ist ein Auszug aus einem längeren Text, der in der Schreibwerkstatt seinen Anfang nahm.







Spät, aber nicht zu spät
Von Kay Scheffler

«Schönen guten Abend.» Mit unverwechselbar süddeutschem Akzent grüsst uns der Mann vom Verkehrsdienst. Die beeindruckende Armada von Strassenbaummaschinen hinter uns lassend, hatten wir ihn in seiner leuchtend orangen Arbeitskleidung bereits von weitem bemerkt. Da wir zu Fuss unterwegs sind, kommt man ins Gespräch. Uns drängt es nicht nach Hause. Je mehr wir aus Karls ereignisreichem Leben erfahren, umso weniger. Und von seinen Zweifeln an der Autoritätsgläubigkeit. Diese gründen in den Erfahrungen seines Grossvaters Otto—ob wir dessen Geschichte hören wollen?

Karl geht nebenbei seiner Arbeit nach und drückt die Sprechfunktaste: «Posten zwei, Bus kommt.» Die Geschichte von Otto beginnt 1916, in der Zeit des Ersten Weltkriegs, in Verdun, einer Stadt im Nordosten Frankreichs. Festungsanlagen werden abwechselnd von den Deutschen erobert und von den Franzosen wieder zurückerobert. Jeweils unter grossen Verlusten an Menschenleben. Pausenloser Artilleriebeschuss hat die Gegend in eine noch heute sichtbare Kraterlandschaft verwandelt. Eilig ausgerollter Stacheldraht und eine neuartige Erfindung, das Maschinengewehr, schützen die darin befindlichen Grabenstellungen vor überraschenden Infanterieangriffen des Gegners.

In einem notdürftig mit rohem Holz ausgebauten Unterstand halten Karls Grossvater Otto und ein Offizier Wache. Gespräche über die Liebsten zu Hause. Bilder werden gezeigt. Der Offizier zieht eine kleine Flasche hervor: «Kartoffelschnaps, selbstgebrannt von meinem Bauernhof.» Die aufkommende Gemütlichkeit wird durch eine Vorahnung getrübt. Es ist ruhig, zu ruhig. Otto schaut nach Westen. Plötzlich werden Leuchtraketen gezündet. Befehle, Panik, Schreie. Ottos Maschinengewehr leistet ganze Arbeit. «Mein Grossvater und der Offizier haben 147 französische Soldaten getötet.»

Unterdessen ist es merklich kühler geworden. Ein BMW-Fahrer versucht, sich einen längeren Umweg zu ersparen. Karl muss intervenieren und wendet sich mit einer Einschätzung über den gegenwärtigen Zustand der Menschheit wieder uns zu. 1918 ist der Krieg vorbei. Otto lässt sich bei Heilbronn nieder und heiratet. Eine Polin. Jahre später wird Europa erneut von Kriegswirren zerrissen—und mit ihm viele Familienbande. Die Schwester von Ottos polnischer Ehefrau übersteht den zweiten Weltkrieg als Exilantin in Paris und ist inzwischen mit einem Franzosen liiert.

Nach Jahren der Trennung soll es nun, Anfang der Fünfzigerjahre, zu einem Wiedersehen kommen. Otto will aus nachvollziehbaren Gründen nicht ins westliche Nachbarland reisen. Seine Gattin lässt nicht locker—man müsse jetzt Frieden mit sich und der Vergangenheit schliessen. Sie reisen nach Frankreich. Grosse Wiedersehensfreude bei den Schwestern, sie haben sich viel zu erzählen.

Die Angeheirateten begeben sich derweil zum Gartentisch. Nach und nach werden Ottos Befürchtungen real, man kommt auf die Jahre 1914 bis 1918 zu sprechen. Und welche Überraschung, der Franzose weiss ziemlich gut Bescheid über den Frontabschnitt, wo Otto «eingegraben» war. Seine Erinnerungen reichen von Details über Gelände und Ortschaften bis zu einzelnen zeitlichen Begebenheiten. «Nun, mon ami, was hast du denn so bei den Boche¹ gemacht?» Otto steht der

¹ Aus dem Französischen; herablassende Bezeichnung für Deutsche

Schweiss auf der Stirn, er streicht das Tischtuch glatt. Seine anfängliche Taktik, nur bruchstückhaft und zusammenhanglos zu erzählen, verfängt nicht. Er spürt, dass es sinnlos ist, das Vorgefallene zu leugnen. Auch er hat keine Ruhe über das Geschehene gefunden. Otto berichtet. Der Franzose zieht – der Himmel weiss, wo er es verborgen hatte – ein Bajonett und rammt es in den Gartentisch. Die Frauen werden Zeuginnen des Vorfalles und sind geschockt. Sie fürchten, nicht zu Unrecht, einen verspäteten Racheakt. Die Einheit des Franzosen war nämlich an einem Sturmangriff auf deutsche Stellungen beteiligt gewesen. Er selbst aber, ein Wink des Schicksals, verbrachte diese Tage wegen einer Krankheit im Lazarett. Der Verlust vertraut gewordener Kameraden muss schwer auf ihm gelegen haben. Nach Minuten banger Unklarheit über ihren Verbleib kehren die Veteranen an den Tisch zurück – jeder bewaffnet mit Rotwein, so viel er tragen konnte. So schlossen sie auf ihre Art Frieden.

Wir treten das letzte Stück des Heimwegs an. Mit einer bereichernden Erkenntnis. Es kann Aussöhnung geben, mit sich, mit anderen und dem Leben. Spät, aber nicht zu spät.

Kay Scheffler geht mit wachem Blick durch die Welt. Und ist überzeugt, dass sich die besten Geschichten auf der Strasse finden. Manchmal sogar mitten in der Nacht.



65

Sternschnuppe
Von Katrin

Ich möchte keine Worte
Es waren nie Worte
Liebe ist
ein Eis essen
Ich weiss nicht
was es mit dir macht
wenn du trinkst
Du warst nie betrunken
wenn wir uns nah waren
Ich will nicht
dass du das tust
Ich werde leben
alt werden
Und auch ohne dich
liebe ich
Dich

Wieder war es passiert. Nicht, dass sie noch an irgendetwas glaubte. Einzig wusste sie, dass es nicht kontrollierbar ist. Nicht die Sterne, die vom Himmel fallen und auch nicht der Vollmond, der das Dunkel der Nacht wandelt. Heute war Vollmond im Tierkreiszeichen des Wassermanns. Konnte dieser Vollmond auch das Dunkel in ihrer Seele wandeln? Seit Stunden sass sie am Schreibtisch. Bald würde die Nacht hereinbrechen. Nein, das Funkeln der Sterne hatte seine Faszination nicht eingebüsst, aber das Internet mit all seinen Bildern und Geschichten ist so viel stärker. Keine Blicke mehr, die sich treffen, kein Spaziergang im Mondlicht, nur Virtual Reality. Der Körper ein Hochglanzfoto. Warum konnte er sich nicht so akzeptieren, wie er war? Warum hatte er sich zurückgezogen in eine Welt ohne Nähe?

Ihr Smartphone brummte. Es war ein Telegramm. Früher hätte es an der Tür geklingelt, eine Ewigkeit war es her, dieses Früher. Sie war in Gedanken. Sie war bei ihm, und auf dieser Plattform kommunizierten sie nicht! Sie war wütend. War noch irgendetwas in ihrem Leben von Bedeutung? Und wer kontrollierte hier wen? Es war reiner Zufall, dass gerade Vollmond war. Auch dass sie gestern Abend fühlte, er sei tot, hatte sich als falsch erwiesen. Es war ein guter Kollege ihrer besten Freundin, die gestern Abend um einundzwanzig Uhr dreissig versucht hatte, sie telefonisch zu erreichen, der gestorben war. Ein Infarkt. Mehr wusste sie nicht und wollte auch nicht mehr wissen. In die Wut mischte sich Traurigkeit. Nicht wegen des Toten. Der liess ihre Freundin das Gefühl der Traurigkeit spüren. Ihr war die Traurigkeit des verlorenen Spiels.

Aufgegeben. Ihr Spielpartner hatte aufgegeben. Sich oder sie. Das würde sie nur herausfinden, wenn sie den Weg zu ihm auf sich nehmen würde. Müde war sie nicht. Sie hatte sich am Vorabend früh ins Bett gelegt. Das war auch der Grund gewesen, weshalb sie den Telefonanruf der Freundin nicht entgegengenommen hatte. Und nun gab es eine tote Person und einen Spielpartner, der das Spiel aufgegeben hatte. Ihre Gedanken kehrten zu den Worten des letzten Schriftwechsels. Das Spiel hatte eine Chatfunktion.

Seit Jahren geschahen nun die Dinge in der immer gleichen Konstellation, und jedes Mal zerstörten die aufflackernden Emotionen ihre Hoffnung, ihre Freude, ihren Lebensmut. Sie hatte ihm von etwas berichtet, was sie nicht fühlen wollte, sie aber in diesem kurzen Moment gefühlt hatte. Es war passiert, sie konnte es nicht verhindern. Das Gefühl war, auch nach langer Überlegung, stärker als ihr Wille. Früher hätte sie gesagt, es sei Trotz. Aber es war einzig und alleine der Wunsch zu verstehen. Ihn zu verstehen. Eine Hoffnung. Aber spielte das jetzt eine Rolle? Ging es im Moment nicht darum, ob er Hilfe brauchte? Ihre Gedanken verloren sich erneut.

Selber wählen dürfen, nicht immer der Spielball der eigenen Spontanität sein. Es ging nicht um ihn. Sie wollte verstehen. Fragen dürfen. Sich selber verstehen. Ihre Gefühle annehmen und dann so lenken, dass sie ihr Freude und Gelassenheit schenken. Wie wenig verstehen die Menschen das System der Gefühle und wie wenig wissen sie, dass wir Systeme erschaffen, damit wir uns vor dem Fühlen schützen. Schutz ist ja angeblich überhaupt die Grundlage eines jeden Zusammenschlusses. Nur schützt der Schutz nicht vor dem Gefühl. Vor dem Gefühl schützt einzig und allein die Abwesenheit von Gefühlen und damit die Abwesenheit von Begegnungen, von Worten, die Gefühle auslösen. Jede Stunde gab es die Möglichkeit in den Zug zu steigen, um zu ihm zu fahren. Sie beschloss, ein Eis zu essen.

Katrins Texte entstehen in Bewegung. Während ausgedehnten Spaziergängen durch die Natur, im Gewühl der Stadt, auf Reisen im Zugabteil. Mit einem kleinen Diktiergerät fängt sie ihre Gedanken ein.



Too many Stars for one Sky to hold
Von Indiana Brown

Ein sanfter Wind zieht durchs Haus. Es ist November. Das Heulen verleiht dem Häuschen Charakter. Tagein, tagaus. Unbewusst wächst Spannung in Frau Samtigs Körper. Sie müssen bald umziehen. Es fällt viel Entsorgung an. Der Weg zum Garten durch den Keller gleicht einem Kletterpark. Die Tage sind gezählt. Sie geniesst den Badespass am Pool, das Anfeuern des Cheminée, das Glas Rotwein mit Sandy auf der Treppe. Momente im Leben, frei von Regeln und Nörglern. Doch dann gibt es plötzlich extrem viel zu tun! Frau Samtig fällt beim daran Denken in Ohnmacht. «Mami, Mami!», hört die Mutter eine zarte Kinderstimme.

«Ich bruuch Hilf. Ich schaff das nöd alles elei! S'isch grad es bitzli vill für mich.» Einzig der Gedanke ans zukünftige Wohnleben gibt der dreifachen, bald alleinerziehenden Mutter Kraft. Sie erhält Hilfe aus ihrem sozialen Umfeld. «Danke, liebe Menschen!», ruft sie in die Welt hinaus. Doch dann wieder: überall halbleere Kisten. «Das nimmt ja keis Ändi!», bemerkt sie. Sie geht einkaufen. Geldmangel ist nun Thema bei Einkäufen. Aber auch bei den Hobbys, der Spontaneität, den Ferien und besonders bei der Bildung. «84 Millionen im Jackpot!» – sie packt die Gelegenheit. Zuhause angekommen, legt sie den Lottoschein direkt in ihren Sekretär. Griffbereit. Freya Samtig ist müde von der strengen Zeit, den vielen kleinen Zankereien, den Schwächeanfällen, den Sorgen um die Gesundheit der Familie. Sie sorgt sich auch um ihre Eltern, die nach dem Hirnschlag der Mutter neue Orientierung suchen. Dann der Kampf um eine zumutbare Wohnung und das Organisieren des Umzugs im ganz normalen Wahnsinn des Alltags. Sie räumt sich eine Auszeit ein. Hört Musik und befreit ihre Stimme singend: «Tra la la la la laa, there are too many stars for one sky to hold, some will fall and others are sold.» Und so übergibt sie der Musik ihre Last bis zum Kaffeeklatsch mit der Freundin. Der Lottoschein gerät in Vergessenheit.

Manchmal sieht sie ihren Liebhaber. Zum ersten Mal seit langem erlebt sie, wie es ist, Zärtlichkeiten auszutauschen. In jenen Tagen lernt sie auch den Quartier-Bar-Pianospieler kennen. Sie überwindet ihre Hemmungen: «Du bisch doch de Piano-Bar-Spieler!? Würdisch du au für wenig Gäld unterrichte?» Er sagt: «Ja, de bini und chönnti scho. Wieviel zahlst du? Und wie heissisch du?» Sie sagt ihm ihren Namen. Er fragt, wo sie wohne. «Grad da vorne. Und du?» Sie verabreden sich. Als Freya Samtig zuhause ankommt, steht schon ihr Liebhaber vor der Tür. Und die Kleine kehrt vom Nachmittagsunterricht zurück. Zvieri mit Spiel und Spass. Spielpause. Armando geht.

Später hat Freya schon ihre Glieder von sich gestreckt, geht schlaftrunken und erfreut die Treppe hinunter zur Tür. Sie hofft, ihr Liebhaber habe sie soeben aus dem Traum wach geklingelt. Zu ihrem Erstaunen steht der Pianist vor der Tür. «Was machsch du da?» Er fragt: «Dörf ich schnäll inechoo? Isch e chli chüel da usse.» Er wirft sein Augenmerk auf Freya Samtig. Die, enttäuscht, dass nicht ihr Liebhaber klingelte, nickt und geht einen Schritt zur Seite, um ihn in die Küche zu geleiten. Die bald darauf zum Tatort werden würde.

«Das isch es heisses Chleid, wo da treisch.» Verklemmt lächelt sie. Daraufhin blockiert ein Riegel ihr Hirn. Das Kleid: eine Notlösung, um nicht nackt an die Tür gehen zu müssen. Er macht einen Schritt auf sie zu, packt sie an Arm und Bein, dreht sie um. Er presst ihren Oberkörper auf den Küchentisch. Ihren Armen und Beinen nicht mehr Herrin, vermischen sich in Freya Gefühle von Lust und Ekel. Alles ist vorüber, bevor ihr bewusst wird, wie ihr geschieht. Freya steht unter Schock. Wie

weiter? Sie sehnt sich nach Halt. An der Tür fragt er: «Dörf ich schnäll a din Kompi?» – «Nei, ich will, dass du jetzt gahsch», sagt sie mit sich ankündigenden Tränen in den Augen. Noch einmal seine Frage verneinend, schliesst sie die Türe. Danach legt sie sich stoisch in ihr Bett. Was hätte sie tun können, wenn ein Nein nicht mehr ausreicht? Dunkelheit umhüllt sie. Kassandro trippelt die Treppe runter: «Ich ha kei Zii meh fürs Zmorge! Tschüüüss . . .», hört Freya ihren Sohn rufen, bevor er die Türe ins Schloss schmettert. Ruhe. Der Radiowecker dudelt vor sich hin. Sie hört einen Moment lang zu. Dann ruft sie ihre Freundin an und scherzt: «Milli, guäts Mörgeli, häsch du 84 Millione ggunne? Hehehee . . . im Radio händs grad duregeh, ei einzigi heg de Jackpot glöst, und sie wüssed, dass de Schii amene Coop-Kiosk abgeh worde-n-isch. Bisch du gsii, gäll!?!»

«Ich?! Nei, aber du!» Freya Samtig plaudert noch etwas weiter, bis sie das Telefonat beendet. Noch die Stunden darauf sitzt sie am Sekretär und büschelt Einzahlungsscheine, als plötzlich Kassandro hinter ihr den Lottoschein aus der nun offenstehenden Schublade zieht: «Und was isch das, he?», zischt er die liebe Frau Mama an. «Böö, kei Ahnig!» Sie schnappt sich den Papierfötzel, lässt ihn in den Papierkorb sinken. Guter Dinge, den Tatsachen ins Auge zu sehen, steht sie vorm Sekretär. Sie denkt an ihre Kinder und hofft, sie hätten den Abend gestern nicht bemerkt. Dann die Gedanken an Kassandro, der den Schein gefunden hat. Zu ihrem Entsetzen stellt sie fest: «De Schii isch wäg! He nei, gopf, wo isch de Lottoschii?». Ob ihr ältester Sohn ihn wohl doch mitgenommen hat?

Am Nachmittag kommt der Pianist, pünktlich, aber nicht mehr willkommen. Ihr ist schlecht. Piano zu spielen ist ihr gestern vergangen! Freya Samtig schaut verlegen um sich. Er möchte ihr keinen Unterricht mehr geben. Und sie möchte ihn am liebsten nie mehr sehen. Sie fühlt sich beschämt. Esteban geht. Zum Glück!

Der Tag neigt sich dem Ende zu. Freya sitzt stoisch im Sessel und starrt in die dunkle Nacht. Sie hört die feine zarte Stimme ihrer Tochter Gaya: «Mami, warum sitzisch du im Dunkle?» Freya Samtig antwortet tapfer: «Ich lueg i d'Dunkelheit, damit i d'Sterne gseh funkle. Jedi Sternschnuppe lüchtet für es paar Sekunde im Himmel uf em Wäg im Kosmos.» Konstanze, die Jüngste, schmiegt sich in Mamas Arme. Dann hören die drei, wie sich der Schlüssel im Schloss dreht. «Ihr glaubed nöd, was passiert isch», ruft Kassandro atemlos.

Indiana Brown. Immer gerne für Spass aufgelegt. Rammt die Schreibblockade mit der Caritas-Schreibwerkstatt im Flug.



yaya, die königin des lichts
Von Santiago Miguel

die schlange, sie züngelte verlockend und schön, sie zu umgehen vergrösserte nur das verlangen. die zeit erschien plötzlich als wächter des käfigs, das wir leben nennen, gebunden an regeln und normen zur katalogisierung und unterscheidung. das leben gebunden als buch oder heft, festgeschrieben, als würde man sagen: maktub. wo ist das leben denn? im buch oder hier? wer macht die regeln? wer hält sie ein? wo stehen wir? oder liegen wir bereits? fragen über fragen, die sich kaum alle beantworten liessen, und wer wollte das eigentlich alles wissen? «wer ist die schlange?», fragte franz.

«die schlange bin ich, bist du, ist sie, ist er ... wir alle sind die schlange, verdammt nochmal!» sie nahm sich noch einen jim. sie liebte diesen bourbon, ob pur, auf eis oder sour, das war ihr egal, hauptsache, es war jim. man hätte ihr auch kuhpisse darunter mischen können und sie hätte nach dem ersten schluck ihren grimmigen blick verdrängt und mit ihren abgestumpften knollenzähnen und den roten pausbacken ein strahlendes lächeln enthüllt, als hätte man ihr flüssiges gold ins glas gefüllt.

die meisten sahen in yaya vermutlich nur eine philosophierende trunkenboldin, doch all die wachen augen, die ihr begegneten, erkannten die maskierte, grossherzige alte kriegerin. die maske der trunkenboldin trug sie, um sich die scheinototen, die träger der steinernen herzen auf abstand zu halten – und ihr grösstes kapital zu schützen. es war nicht der erste bourbon gewesen, den sie sich heute genehmigt hatte, dennoch waren ihre augen wach und leuchteten, als ob ein kleiner stern in ihnen stetig seine runden drehte. diese augen schienen endlos und liessen nur vermuten, wieviel weisheit sich in ihnen verbarg.

sie drehte sich zur bar und flüsterte domingo etwas zu, dieser hob kurz den kopf und nickte. daraufhin drehte sie sich wieder zu franz und sagte: «wir sind die schlange und wir sind der apfel und zugleich sind wir eva und auch adam und gott sind wir auch, das ist es! jawohl! wir sind sowohl alles als auch nichts und können nicht aufhören, nichts und alles zu sein, weshalb es in dem moment egal ist, was du tust oder nicht, oder eben trinkst oder nicht, und wenn es halt kuhpisse ist, dann passt das auch, hauptsache, der jim ist drin!»

hinter der bar lachte domingo lauthals los und schaute zu franz rüber, der aussah, als hätte man ihm zum ersten mal erklärt, dass der mensch von einem wiener würlchen abstammt. franz' blick verriet, dass er kein wort verstand von dem, was sie da von sich gab. «mein gott, franz», sagte yaya, «muss ich es denn niederschreiben, damit du es endlich begreifst? wir sind die plage und wir sind die erlösung zugleich, also die schlange, die sich in den schwanz beisst, aber nicht aufhört, weil es einfach zu gut schmeckt, verstanden?»

franz' gedanken schienen zu rasen, sein verstand purzelte zu boden und er schaute yaya an. er taumelte, und die verwirrung stand ihm ins gesicht geschrieben. wie war das möglich? hatte er es übersehen, oder waren es nur yayas augen, die ihn dermassen zu beherrschen schienen, als seien sie die führer seines neugierigen geistes?

da schaute yaya ihn mit grossen leuchtenden augen an. sie winkte ihn zu sich und sprach in ruhigem, festem ton: «höre auf dein herz, franz, es wird dich führen zum licht, nach dem deine augen sich

sehen, einzig den verstand solltest du nicht mit auf die reise nehmen, denn er bringt dich nur vom weg ab. sei flink wie der neugierige sperling. sei klar wie das wasser aus dem bergbrunnen. sei leise und sanft wie die äste der trauerweide im wind. lass draussen deine wünsche fallen, damit dein herz offen ist. ansonsten wirst du am ziel vorbei gehen und es nicht einmal bemerken, und denke immer daran, dir am nächsten bist du, wenn die stille in dir auch im kopf angekommen ist, nimm dies als erkennungshilfe.»

damit sah sie franz noch einmal eindringlich an und reichte ihm die hand zum abschied, eine hand, zerfurcht wie ein gepflühtes feld, die berührung jedoch sanft und weich wie die eines neugeborenen. sie leerte ihren jim in einem schluck, legte ein grosszügiges trinkgeld auf die bar und verschwand in die nacht, lautlos wie ein windstoss.

Santiago Miguel schreibt gern in der Nacht, an Sonntagen oder auch verschneiten Tagen, wenn sich die Welt sich im Ruhemodus befindet und leiser dreht.

Einmal Sozialfall und zurück

Von Reda El Arbi

Ich lebte über 20 Jahre lang am Rande der Gesellschaft. Angefangen in meiner Kindheit mit meiner psychisch verwirrten und alkoholkranken Mutter, später mit meinen eigenen Dämonen. Mein Weg führte trotz stabiler Phasen eigentlich stetig nach unten, und niemand hätte mir vor 17 Jahren eine Chance eingeräumt, meinen Weg zurück in die Gesellschaft zu finden, am allerwenigsten ich selbst. Heute lebe ich als verantwortungsbewusstes Mitglied der Gemeinschaft und bezahle Steuern im fünfstelligen Bereich, aber darauf komm ich später zurück.

Ich hab's geschafft.

Nun könnte ich euch von der heldenhaften Anstrengung erzählen, mit der ich mich zurück in ein anständiges Leben gekämpft habe, von meiner Willensstärke, Cleverness, von meinem Mut und meinem unermüdlichen Fleiss.

Und es wäre Bullshit. Gelogen. Ich hab nichts heldenhaft alleine auf die Reihe gekriegt, ich wurde von der Gemeinschaft gestützt, getragen und wieder aufgenommen. Im Dezember 2002 war ich wirklich total am Arsch. Ich lebte von Sozialgeld und hatte keine Perspektive mehr, war isoliert, depressiv, paranoid und rundum kaputt. Ich hatte meine Selbstachtung verloren, meine Würde, meine Fähigkeit, mit anderen zu kommunizieren. Ich stand vor der Wahl, mir das Leben zu nehmen, oder etwas Neues zu versuchen.

Das Neue war, dass ich um Hilfe bat und sie bekam. Sozial, medizinisch, therapeutisch. Der Staat, den ich über Jahre gehasst und bekämpft hatte, interessierte sich nicht für mein anarchistisches Geschwafel oder meine alten Straftaten, er interessierte sich nicht, ob ich ein freundlicher Mensch oder ein unausstehliches Arschloch war. Der Staat – und seine Vertreter – stellten mir einfach die Mittel zur Verfügung, um wieder in der Gesellschaft Fuss zu fassen.

Damals waren sowohl die Sozialhilfe wie auch die IV noch um einiges grosszügiger. Ich musste nicht um jeden Rappen kämpfen (dazu hätte ich sowieso nicht die Kraft gehabt), ich musste nur guten Willen zeigen. Ich hätte niemals die Energie gehabt, mich aus eigener Kraft aus dem Dreck zu ziehen. Ich hatte Unterstützung, die richtigen Menschen und ein Sicherheitsnetz, das es mir ermöglichte, Schritt für Schritt einen Weg ins Leben zurück zu finden. Es hat einige Jahre gedauert. Und das alles habt ihr mit euren Steuern finanziert. (Ein Danke an dieser Stelle.)

Wenn man sozial am Rande steht, ausgebrannt und hoffnungslos ist, braucht man nicht zusätzliche Hürden, man braucht niemanden, der einem noch ein Bein stellt. Wenn man als Partei oder Politiker wirklich interessiert ist, Menschen vom Rande der Gesellschaft wieder zu integrieren, sollte man ihnen weder politisch ins Gesicht spucken noch ihnen finanziell in die Eier treten, wie das die SVP gerade macht. Wenn ich jetzt sehe, wie verbitterte und seelisch kaputte Leute gegen Menschen hetzen, die Sozialhilfe beziehen, kommt mir das Kotzen. Einer der grössten Werte der Schweiz, nämlich dass in diesem Land niemand Not leiden muss, auch in Armut nicht, wird von frustrierten

und bösartigen Menschen torpediert. Zum Glück sind diese von Hass getriebenen, neidischen und ehrlich gesagt armen Menschen nicht die Mehrheit. Ich zahle Steuern. Ich lebe in einem Kanton mit sehr hohen Steuersätzen. Grundsätzlich arbeite ich eineinhalb Stunden am Tag für den Staat.

Eine Horrorvorstellung für viele. Nicht für mich. Ich bin stolz, dass ich meinen Teil an die Gemeinschaft zurückzahlen kann. Ich bin stolz, dass aus dem Geld, das ich einzahle, vielleicht anderen eine Chance gegeben wird, aus ihrer schwierigen Situation etwas zu machen. Ich stelle mir immer vor, dass jedes bisschen meiner Steuern den 3,2 Prozent der Bevölkerung zukommt, die Sozialhilfe beziehen.

Reda El Arbi

lebt fürs Schreiben und schreibt fürs Leben. Er baut seine Welt täglich neu aus aneinandergereihten Worten und gibt seine Leidenschaft und seinen Beruf auch gerne an andere Menschen weiter. Eine gemeinsame Welt ist nur möglich, wenn Worte und Gedanken den Weg von einem Bewusstsein in ein anderes finden.



Impressum

Herausgeberin: Caritas Zürich

Projektleitung: Seraina Kobler, Reda El Arbi, Anna-Katharina Thüner

Texte: Seraina Kobler, Reda El Arbi, Anna-Katharina Thüner,

Teilnehmende der Schreibwerkstatt von Caritas Zürich 2020

Fotos: Pascal Tanner

Redaktion & Gestaltung: Andreas Reinhart

© Caritas Zürich, Dezember 2020